

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 21.

Berlin, Freitag den 17. Februar

1843.

Italien.

Frankreichs literarische Verdienste um Italien.

Die in Mailand erscheinende *Rivista Europea* äußert in dieser Beziehung: „Wir thun den Franzosen Unrecht und beweisen uns sogar undankbar gegen sie, wenn wir ihnen so oft vorwerfen, daß sie vor großem Egoismus unserem literarischen Treiben keine Aufmerksamkeit schenken und des Unterrichts, den sie einst von Italien empfingen, sich erfreuend, die alte Lehrmeisterin gering schätzen.“ Jene unwürdige Göpdienererei, mit der wir jeden Prosamen auflesen, der von ihrer wohlbesetzten Tafel fällt, für jede „Meinung“, die von dort her kommt, ein williges Echo haben und das elendeste Nachwerk übersetzen, wenn es in Frankreich das Licht erblickt hat, ist ein so trauriges Symptom unserer Gegenwart, daß es Keiner den Franzosen verdenken kann, wenn sie hierin unsern Beispiele nicht folgen. Bücher, deren einziges Verdienst in zierlichem Phrasenbau besteht; Verse, die nur tönen und nicht erwärmen; Romane, die weder gesellschaftliche Zustände noch rein Menschliches darstellen, sondern in dramatischen Evolutionen sich kümmerlich hinschleppen oder ein paar Augenblicke mit Alkohol-Dämpfen berauschen; eine Pluth von Uebersetzungen, bald mit der ängstlichen Bedächtigkeit des Pedanten, bald mit der Unbedachtsamkeit und dem Unverstande des Lohnarbeiters gefertigt; nüchterne philosophische Grübeleien ohne Anwendung auf das Leben; Journal-Artikel, mehr oder weniger frei aus dem Französischen übersetzt, welche nur die Nachsicht eines ungebildeten Publikums in Anspruch nehmen, weil das gebildete sie nicht liest; Predigten, in welchen die Nachlässigkeit des Stils nicht durch Wärme der Uebersetzung und echtes gefühltes Pathos gut gemacht wird; Bücher endlich, die gar nichts Wirkliches bringen und nachhinken, statt voranzugehen, Produkte der Halbheit und Unreife — was Wunder — wenn sie im Lande der Wirklichkeit und der Anwendung aufs Leben keinen Widerhall finden!

Wer aber auch nur französische Zeitschriften lesen wollte, der könnte aus denselben ersehen, wie oft man in Frankreich wohlwollend und selbst gewissenhaft der ausgezeichneten Italiäner gedenkt; es giebt keine Sammlung, in der man sie vermiste, kein biographisches Werk, in welchem sie nicht eine Stelle fänden. — Wenn ihrer wenige sind, ist Frankreich Schuld daran?

Dieserjenige Werke, welche Italien die meiste Ehre bringen, sind ins Französische übersetzt worden: unsere trefflichsten Romane, selbst einige Romane vom zweiten Range, und mehrere unserer pädagogischen Schriften: die Meinungen unserer Philosophen, die Untersuchungen unserer Alterthumsforscher hat man in Frankreich geprüft und gewürdigt; bei den Zusammenkünften unserer Gelehrten sehen wir mehr Franzosen als bei denen der übrigen Italiäner. Die berühmte Pariser Akademie zählt viele Italiäner unter ihren Mitgliedern und Korrespondenten. In diesem Augenblicke forscht ein Franzose, der als Literat und Politiker ausgezeichnet ist, in der Geschichte von Florenz, und ein Anderer, der jetzt an der Spitze der Geschäfte steht, hat eine Sammlung von Berichten Venetianischer Gesandten drucken lassen; Parionneau und Capesigue beschäftigen sich gleichzeitig mit einem entscheidenden Momente in der Geschichte Italiens, und erst vor kurzem las Herr Couvart Alleß in der Französischen Akademie eine Abhandlung über die Nacht und den Untergang der Republik Venedig. Herr Latour, der Uebersetzer Vellico's, übersetzt gegenwärtig das Leben Alfieri's und die Tragödien Manzoni's: die Hymnen des Letzteren sind bereits von Herrn Collombet aus Lyon übersetzt worden; Graf Anatole von Montesquieu hat Petrarca's Sonnette in den Dialekt jener Provinz übertragen, zum Theil auch ihre Form beibehaltend. Herrn Mazuy verdankt man eine geschmackvolle Uebersetzung des Ariosto, und jetzt verspricht Herr Arour eine neue metrische Bearbeitung desselben Dichters, während Herr Philippon de la Madelaine seine eigene mit 250 Bignetten und 25 Kupferstichen gezeigte Version herausgiebt.

Vor Allen aber ist Dante, der trefflichste Repräsentant der zugleich sanften und kraftvollen, frommen und haderfüchtigen, dem Himmel zugewendeten und mit der Erde beschäftigten Italiänischen Nationalität, ein Gegenstand vieler neueren Studien unter den Franzosen geworden. Ozanam hat Dante's Philosophie entwickelt: das Leben des Dichters hat derselbe Herr Artaud beschrieben, dem seine Landsleute schon die Verpflanzung des Machiavelli auf Französische Boden, das Leben Pius' VII. und eine Geschichte Italiens verban-

ten. Viele versuchten sich an Uebersetzungen der Göttlichen Komödie, und unter diesen mit besonderer Geisteskraft und Kenntniß der gedachte Herr E. Arour, welcher, seit Grangier (1596) der Erste, die ganze Uebersetzung in Versen abzufassen wagte. „Ich habe“ — sagt er — „diese Arbeit beharrlich angefangen und fortgesetzt, in der durch so viele Beispiele gerechtfertigten Meinung, daß die Prosa unfähig ist, ein Dichterwerk treu wiederzugeben, und am wenigsten das gigantische Denkmal Dante's, welches, alle Kunst des Mittelalters in sich aufnehmend, aus den Trümmern der Jahrhunderte imposant hervortragt mit seiner eigenthümlichen Architektur, seinem religiösen Charakter, seinen strengen und großartigen Verhältnissen.“

Ein bedeutender Französischer Schriftsteller nahm einiges Aergerniß an der Construction in Arour's Dante, die allerdings mit dem sogenannten klassischen Style kontrastirt. Für uns Italiäner wird die Kopie eben dadurch ihrem Urbilde ähnlicher. Was wir aber mit größerer Sicherheit beurtheilen können, das ist die vortreffliche Auswahl des Italiänischen Textes, bei welcher eine so große Menge Varianten zum Grunde lagen. Während unsere Erklärer des Dante, von dem weitschweifigen Biagioli bis zu dem sehr bündigen Tommaseo, sich abmühten, einen Sinn zu entziffern, eine Absicht des Autors zu ermitteln, ist die Schwierigkeit hier durch die bloße Uebersetzung schon gehoben. Die verständigen Anmerkungen endlich, welche jeden Gesang begleiten, haben theils philologischen, theils historischen Werth, und nicht für Ausländer allein.

Zu den eifrigsten und geistreichsten Pflegern unserer Literatur gehört unstreitig Herr Delécluze, den seine wichtigen Studien über Florenz schon rühmlich bekannt gemacht. Gegenwärtig liegen uns zwei andere unser Vaterland betreffende Werke dieses Mannes vor. Das erste ist eine Uebersetzung von Dante's Vita Nuova, als notwendige Ergänzung zu A. Brizeux's Uebersetzung der Göttlichen Komödie; das andere eine Lebensbeschreibung Leonardo da Vinci's. Viele haben in neuerer Zeit über diesen großen Genius geschrieben, den derjenige kaum halb erfaßt, der ihn nur als Maler kennt. Leonardo steht nach Herrn Delécluze als Maler über Michelangelo und dem göttlichen Raphael wenigstens (?) gleich; betrachtet man aber sein unermessliches encyclopädisches Wissen, erwägt man, daß er, wie sein größtentheils noch ungedruckter Nachlaß ergiebt, in fast alle Zweige dieses Wissens tiefe, geniale, seinem Zeitalter weit voraneilende Blicke gethan: so muß man bis auf Aristoteles zurückgehen, um seinesgleichen zu finden. — Schon der Deutsche Philosoph Kant erklärt Leonardo da Vinci für eines der „umfassendsten Genie's“; Herr Delécluze aber besenktet alle Phasen dieser wunderbaren Individualität auf die interessanteste Weise. Von Leonardo da Vinci, dem Maler, Bildner, Baukünstler, Mathematiker, Mechaniker, dem Schöpfer im Reiche der Phantasie und des abstraktesten Denkens, dem Meister in allen ritterlichen Uebungen, dem Manne idealischer Schönheit und herkulischer Körperkraft — wird man, fürwahr! mit noch größerem Rechte, als von Alcibiades sagen können: „An diesem hatte die Natur Alles versucht, was sie zu leisten fähig.“

Valery's „Italiänische Kuriositäten“.

Die besten Werke, welche jetzt in Frankreich über Italien herausgekommen sind, haben den gelehrten Bibliothekar Herrn Valery zum Verfasser, der seine fünfmaligen Reisen nach jenem Lande aufs Beste zu benutzen gewußt hat. Er verbindet mit eben so viel Geschmac als Gelehrsamkeit den Vorzug seiner Stellung, sich an der Spitze so bedeutender literarischer Schätze zu befinden, die er zum Theil selbst mit großer Vorliebe in Italien gesammelt hat. Durch so günstige Verhältnisse ward er in den Stand gesetzt, zuerst seine Reise nach Korsika, Sardinien und Elba herauszugeben, welche sehr gut aufgenommen wurde, um so mehr, da sie die wichtigsten Aufschlüsse über diese sonst noch wenig bekannten Inseln gegeben hat. Sodann gab er seine trefflichen historisch-literarischen Kunst-Reisen in Italien heraus, welche schon die zweite Auflage erlebt haben; diesen folgte ein Reise-Handbuch für Italien unter dem Titel: *L'Italie comfortable*, welches sich ganz besonderen Beifalls erfreut. Zuletzt aber ist von ihm eine Sammlung von Italiänischen Kuriositäten und Alterthümern herausgegeben worden^{*)}, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdient.

Hierin wird Nachricht gegeben von merkwürdigen alten Italiänischen Büchern, von berühmten Männern, meist aus dem Mittelalter, von Italiänischen Dialekten, Sitten und Gebräuchen u. s. w.

^{*)} Aehnliches Unrecht geschieht den Franzosen mitunter auch bei uns, da diese in der That mehr mit Deutschland und seinen wissenschaftlichen Zuständen sich beschäftigen, als wir anerkennen geneigt sind.

^{*)} *Curiosités et Anecdotes Italiennes* par M. Valery. Paris chez Amyot. 1842. — Wie haben dieses Buches bereits im vorigen Jahre kurz erwähnt.

Unter Anderem theilt der gelehrte Herr Verfasser merkwürdige Nachrichten mit über ein Liebes-Verhältniß der berühmten Lucretia Borgia zu dem Kardinal Bembo, von welcher zehn Original-Briefe an denselben in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand gezeigt werden, nicht mehr aber zeigt man die von ihr ihm zugesandte blonde Locke, seit Herr Valery in seinen Itallianischen Reisen davon Erwähnung gethan. Bei allem Bösen, was von dieser schönen Lucretia zu sagen, erwähnt der Herr Verfasser, daß Ariost in einem Gedichte ihre Schönheit der Keuschheit der berühmten Römischen Lucretia vorgezogen hat. Man sieht zugleich daraus, daß die Dichter damals noch mehr Schmeichler waren als jetzt, wo die tausendjährige Buchdrucker-Presse bald das skandalöse Leben dieser Tochter und Geliebten Alexander's VI. so unter die Leute gebracht hätte, daß kein noch so theuer bezahlter Dichter gewagt haben würde, ihre Tugend zu loben. Doch auch sie hat sich gebessert. Herr Valery erzählt, daß sie sich außer ihrem Beichtvater zwei Prediger hielt; der eine mußte ihr des Morgens, der andere Nachmittags predigen, und in der Zwischenzeit las sie noch andere Predigten und Erbauungs-Bücher.

Besonders merkwürdig ist die Nachricht von der schönen Imperia, der Aspasia des Zeitalters Leo's X. Diese Göttin der Galanterie zeichnete sich durch ihren Geist und ihre Talente dergestalt aus, daß man sie nur mit der verführerischen Aarombona Tied's vergleichen kann. Rondello erzählt, daß der Glanz ihres Hauses, in welchem sich die vornehmsten und gelehrtesten Männer jener Zeit versammelten, so groß war, daß der Spanische Gesandte keinen passenderen Ort, auszuspuhen, finden konnte, als in das Gesicht eines ihrer Diensteute. Ihre Tochter machte eine gute Heirat in Siena, denn in jener guten alten Zeit, wie man sie jetzt nennt, war auch die uneheliche Geburt keine Schande, vielmehr konnten Bastarde es zu den höchsten Ehrenstellen im Staate und in der Kirche bringen. Diese Tochter Imperia's war ein Muster der Tugend, denn Herr Valery erzählt, daß der Kardinal Alphons Petrucci dieselbe mit Gewalt entführen ließ; allein sie zog vor, sich zu vergiften, als ihre Tugend zu opfern. Dieser Kardinal erhielt aber auch seinen Lohn, denn er ward bald darauf im Gefängniß erdrosselt, weil er sich in eine Verschwörung gegen den Papst Leo X. eingelassen hatte, den man vergiften wollte. Die schöne Imperia ward, so lange sie lebte, wie eine Fürstin geehrt, besungen, Medaillen auf sie geschlagen, und so wenig scheint ihr Leben damals anständig gewesen zu seyn, daß sie stets *la nobile cortisana Romana* genannt wird. In Frankreich verweigert man jetzt einer Schauspielerin ein ehrliches Begräbniß, damals ward der schönen Imperia in der Kirche des heiligen Gregorius auf dem Coelius ein Monument errichtet mit der Inschrift:

Imperia, cortisana Romana, quae digna tanto nomine, rarae inter homines formae specimen dedit; vixit annos XXVI, obiit die 13. Augusti 1511.

R.

Frankreich.

Jakob Callot und seine Phantasiestücke.

III.

In diesem Jugendromane des Malers ist Nichts erfunden. Er hat später in zweien seiner Phantasiestücke seine Freunde, die Zigeuner, dargestellt. In Florenz sah ihn ein Piemonteser Edelmann, wie er sinnend in der Mitte der Zigeuner saß und unverwandt nach der Skulpturarbeit einer Fontaine schaute, während alle Blicke der Zigeuner die Vorübergehenden um Almosen ansprachen. Der Edelmann trat an Jakob hinan und fragte ihn mit zutraulicher, natürlicher Miene, die dieser am Wassenherold von Nancy nicht gewöhnt war, wer er sey und wie er in diese Gesellschaft gekommen? Der Knabe antwortete ihm durch Zeichen, er verstehe nicht Itallianisch; zum Glück sprach der Piemonteser etwas Französisch, so erfuhr er, wie Callot an einem schönen Morgen von Nancy nach Rom aufgebrochen sey, wie seine grünenden Hoffnungen sein einziges Gepäck gewesen, wie er sehr zur guten Stunde diese braven Zigeuner getroffen, die Brod und Lager mit ihm getheilt, und wie er jetzt seine Reise allein fortzusetzen denke, um in Rom die großen Meister zu studiren und, wenn Gott nichts dagegen habe, selbst ein großer Meister zu werden. Diese Ruhe und Entschiedenheit des zwölfjährigen Knaben ergötzte den Alten. Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem befreundeten Maler und Kupferstecher Namens Gaeta Gallina, er hatte nie Jemand protegirt und wollte sich irgend einmal im Leben liebreich erweisen. „Behandelt ihn, als ob es mein Sohn wäre“, sagte er zu dem Freunde, „auf daß er Eurer und meiner würdig werde.“ Callot empfing Unterricht, er zeigte viel Geschick, doch nach sechs Wochen meldete er seinen Patronen, er wolle nach Rom reisen, er wolle aus der Quelle selbst trinken, aus welcher der göttliche Raphael getrunken habe. Der Alte fürchtete, die Bagabunden-Anlage seines Schützlings sey größer als sein Künstlertalent, doch er hatte Callot lieb gewonnen, so kaufte er ihm einen Maulesel, setzte ihn darauf, legte einen gefüllten Mantelsack neben ihn, beschrieb ihm die guten Wege, gab ihm die besten Rathschläge, versprach ihm in Rom zu besuchen und nahm mit Thränen Abschied von ihm. Jakob, stolz auf seinem Esel sitzend, vergoß ebenfalls Thränen, doch bald vergoß er seinen Beschützer und sah nur den tiefblauen Himmel, den seine bunten Hoffnungen durchgaukelten.

Callot's Reise war vom Himmel gesegnet. Er gelangte glücklich bis an die Thore Roms. Sein Blick irrte trunken über die Dächer der ewigen Stadt, deren Kuppeln von der untergehenden Sonne vergoldet wurden, als er sich plötzlich angehalten sah. Kaufleute aus Nancy kamen eben aus Rom, um in die Heimat zu ziehen; sie eilten auf ihn zu: Ei, Monsieur Callot, wo

kommen Sie denn her? — Callot erkannte die Gefahr, er lenkte den Esel links um und jagte, so viel er konnte, doch umsonst; die Kaufleute holten ihn ein, sie schwuren alsbald, den Flüchtling in das väterliche Haus zurückzubringen, denn sie waren Zeugen des Grames der Familie Callot gewesen. Jakob betete, schimpfte und weinte umsonst, er mußte an den Thoren Roms umkehren nach Nancy.

IV.

Zu wiederholten Malen versuchte Callot zu entfliehen, doch vergeblich, sein Maulesel mußte mitten unter den übrigen gehen, und man verlor ihn nie aus dem Gesicht. Wie bedauerte er jetzt, auf dieser traurigen Rückreise nicht wenigstens die beiden Zigeunermädchen zu Reisegefährtinnen zu haben. Nach einem Monate langte die Karavane in Nancy an. Callot wurde von seinem Vater mit einem gewaltigen Sermon über die Heiligkeit der Kindespflichten und die Bedeutung der Heirath und von der Mutter mit Freudenthränen empfangen. Der Sermon des Vaters bestätigte ihn nur in der Absicht, die erste Gelegenheit zu einer neuen Reise zu benutzen, und bloß die Thränen der Mutter hielten ihn eine Zeit lang davon ab.

Bald brach Callot dann auch zum zweiten Male nach Italien auf. Ueber diese zweite Reise sind sehr wenig Nachrichten vorhanden. Er zog durch Savoyen, lebte viel mit wandernden Komödianten, Taschenspielern, mit Jüngen von Pilgern; so gelangte er ohne großes Mißgeschick bis Turin. In Turin jedoch traf er seinen Bruder, den Procurator; dieser ließ ihn als ungerathenen Sohn und als Landstreicher verhaften und — wer glaubt es? — von Rechts wegen nach Nancy zurückbringen.

Leichter glauben wird man es, daß Callot noch ein drittes Mal nach Rom reiste. Da begleiteten ihn die segnenden Thränen des Vaters, dem er nach vielen Bitten die Erlaubniß zur Reise abgedrungen hatte. Er reiste im Gefolge der Vorbringischen Gesandtschaft, welche dem Papste die Thronbesteigung Heinrich's II. melden sollte. Callot war damals funfzehn Jahr alt und kam früh genug zum Studium der Römischen Kunstschätze. Sein Entzücken, als er die Wunder der uralten Stadt sah, war unbeschreiblich, doch es verbrauchte bald. Im Grunde gefiel es Callot mehr, sich durch das Gemüth der Straßen zu drängen, als sich in die Meisterwerke Michel Angelo's zu versenken. Signora Lavinia mit ihrem Federhut und ihren flammenden Augen entzündete ihn mehr als Raphael's Madonna. Er arbeitete bei mehreren Meistern, doch er hörte nur auf sich selbst. Zuletzt wandte er sich entschieden dem Kupferstich zu. Er trat in das Atelier Thomassin's, eines alten Französischen Graveurs, ein. Man hatte in dieser Kunst noch nicht viel geleistet; nur Albrecht Dürer und einige Deutsche hatten sich ausgezeichnet; so war es Thomassin möglich gewesen, bei einem nicht bedeutenden Talente sich eine große Anerkennung zu erwerben. Callot zeichnete sich bald durch Erfindungsgabe und durch Sorgfalt der Ausführung aus; doch war es ihm höchst langweilig, daß in dem Atelier von Thomassin fast nur Darstellungen von Heiligengeschichten ausgeführt wurden. Sobald er eine freie Stunde gewann, ließ er seiner Phantase den Zügel und malte Zigeuner, Seiltänzer, Polshinelle und dergleichen. Von den Stücken, die er unter Thomassin's Leitung arbeitete, sind nur „die sieben Todsünden“ bemerkenswerth.

Eines Tages entfiel plötzlich der Grabstichel seinen Händen, Signora Bianca, des alten Thomassin's junge Frau, war in das Atelier getreten. Seit der Zeit kam die Signora öfter, sie sah Callot bei der Arbeit zu, ihr Athem berührte seine Wangen, wenn sie sich zu ihm neigte und ihm Beifall zulächelte. Callot gab sich wenig Mühe, den Gefahren dieser Bekanntschaft aus dem Wege zu gehen.

Ich habe diese Geschichte aus den galanten Kuriositäten (Amsterdam 1687), wo sie „das sprechende Bild“ betitelt ist. Folgender Weise beschreibt der Chronist Callot's Liebe. Der alte Thomassin wohnte am Ufer der Tiber. Seine Liebe zur Kunst war nicht so groß, daß er für die Schönheit seiner Frau hätte unempfindlich seyn sollen. Er hatte ihr Schlafkabinet mit den kostbarsten, geschmackvollsten Gemälden, Vasen, Teppichen geziert; sämmtliche Wände waren seine Spiegelplatten, damit sich die schöne Genossin, wenn sie zu Bett ging und aufstand, nicht einmal, sondern hundertfach sehen konnte. Das Bett bestand ganz aus Seide und Gold, und ihm gegenüber hing das Bild Thomassin's. Der ganze Genuß, der Thomassin durch das Glück, die schöne Frau sein zu nennen, zu Theil wurde, war, daß es ihm verfiel, ihr die Hand zu küssen, wenn er sie in der Gemälde-Galerie traf, oder wenn die Frau ins Atelier hinabstieg, um — Callot bei der Arbeit zuzusehen.

Callot war damals zwanzig Jahr alt; er war ein schlanker Bursch mit großen sinnenden Augen, wußte den Bart zierlich zu streichen und den Degen vortrefflich zu führen. Seine Kleidung war sehr gewählt, und kein Cavalier hatte so schöne Federn auf dem Hute, wie er.

Zwei junge Herzen, die sich unter einem Dache regen, lernen bald, für einander zu schlagen. Callot begann für die Signora zu schwärmen, und die Signora, sonst so stolz, war gegen Callot so mild und freundlich; sie fühlte ein inniges Vergnügen, ihn zu sehen, zu ihm zu sprechen und, wie der Chronist sagt, der bei der Erzählung fast poetisch wird, ihm mit den Flammen der schönen Augen die junge Seele anzuzünden. Der gute alte Thomassin ahnte nichts; er bat Callot täglich, seine Frau zur Messe, zur Promenade und überall hin zu begleiten, während ihn selbst das Podagra zu Haus hielt. Der junge Graveur kletterte während seliger sechs Wochen stets höher an der Staffeln seines Glücks empor; sein Auge und seine Seele genossen das reinste Glück, die unbewölkte Morgenröthe der Liebe; doch bald erwachte der Sturm in Callot's Brust und jagte Wolken über den klaren Himmel. Callot glaubte, sein Herz würde nur ruhen, wenn es sich an das Herz der Signora presste;

ein Kuß, ein einziger Kuß war zur Frischung seines Lebens unverläßlich. So träumte er lange, wie Bianca in ihr Gemach trat, wie er plötzlich auf sie zustürzte, ihre Hand ergriff und —; er setzte sich in Verbindung mit der Kammerfrau der Signora und erlangte von ihr endlich den Schlüssel zu Bianca's Schlafgemach, zu dem Schlafgemache, in das selbst Thomassin nur stets am Jahrestage seiner Verheiratung sich wagen durfte, um seiner Frau die Hüße zu küssen. Callot nahte sich der Thür, er schob den Schlüssel in das Schloß und zitterte bei dem geringsten Geräusche, welches das Schließen verursachte. Die Thür ging auf. Sein Blick fiel zuerst auf eine Lampe, die stets brannte, um die finsternen Räume zu verschleichen; das zarte, schwächliche Licht erstarrte in den weiten Schleiern, die das Bett umwallten. Callot trat auf den Fußspitzen ein; noch wußte er nicht, was er thun wollte; er zitterte, die Geliebte zu weden. Er that einige Schritte vorwärts; erschrak vor der tiefen Stille, die ihn umgab, erschrak vor dem wilden Klopfen seines Herzens und vor den hundert Gestalten, die ihn rings aus den Spiegeln ansahen. Am Bett angelangt, hob er rasch die Vorhänge und sah die schöne Signora, welche schlief oder, wie der malitiöse Chronist sagt, welche that, als ob sie schlief. Das sanfte Licht spielte um ihren Arm; Callot glaubte sich nicht satt sehn zu können und blickte doch stets ängstlich um sich, ob ihn Niemand belausche; da fährt er plötzlich zurück, wen sieht er? den würdigen Thomassin mit seiner halbbläuelnden, halbverbißnen Miene; Callot stand zitternd und ließ die Vorhänge wieder zufallen, doch bald lächelte er über sich; er bemerkte, daß es nur Thomassin's Bild war. Der arme Mann! murmelte er in sich hinein, hob die Vorhänge von neuem und schaute mit innigem Behagen nach der weißen Schulter der Signora; seine Lippen wollten den Augen folgen, doch durch eine wunderbare Fügung des Schicksals blieben sie an den Lippen der Signora haften, die eben aufzuwachen schien und ihn erstaunt anblickte. „Ist dies ein Traum?“ hauchte sie. — „Ja, es ist ein Traum“, raunte Callot, indem er ihre Hand ergriff. — „Wo bin ich? Wen seh ich? Sie, Jakob!“ — „Fürchten Sie nichts“, flüsterie der Jüngling, indem er auf den Teppich vor das Bett kniete, „ich mußte Sie sehn; mein Leben hing daran.“ — „Sie sind durch das Fenster gekommen!“ — „Nein, durch die Thür.“ — „Und wenn Meister Thomassin Sie hier überraschte?“ — „O, sprechen wir nicht von ihm; sprechen wir von meinem Herzen, welches voll ist von Ihnen; was könnte ich Ihnen nicht Alles über Sie erzählen, wovon sie selbst noch nie Etwas geahnt haben.“ — „Still, ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen; gehen Sie auf Ihr Zimmer und vergessen Sie, daß Sie hier gewesen sind; kein Wort mehr, und ich vererbe Ihnen.“ — „Umkehren?“ seufzte Callot und berührte in demselben Augenblicke mit der Hand und mit den Lippen die weiche Hand der Signora. Der Laut einer menschlichen Stimme übertönte den Kuß; die Signora bebte empor, Callot sah sich um, der Ton war von dem Bilde hergekommen. „Dieser Teufel von Portrait“, murmelte er lächelnd, „ist im Stande, uns ein Zeichen zu geben“; mit diesen Worten ging er auf das Portrait zu und rief spottend: „Nun, Meister Thomassin, erklären Sie sich deutlicher.“ — Da schob sich das Portrait auf die Seite, um dem Original Platz zu machen. — „Meine deutlichste Erklärung ist“, rief Thomassin zitternd, „daß Ihr sogleich zum Fenster hinabfliegen werdet.“ — Jetzt glaubte Callot selbst zu träumen; er schob den Kreis auf die Seite, sprang durch die Thür, welche sich hinter dem Portrait geöffnet hatte, gelangte durch diese in Thomassin's Zimmer, von hier aus in das Atelier, wo er den Morgen erwartete. Mit Tagesanbruch schnürte er seine Sachen zusammen und wanderte nach Florenz. Er ließ seine schönsten Träume hinter sich in Rom zurück, doch er wußte keinen anderen Weg, sein Herz zu beschwichtigen. Er sah Madame Thomassin und das alte Rom nie wieder, und hiermit war überhaupt die bunte Romantik seines Jugendlebens vorüber.

V.

Callot ging nach Florenz, ohne sich klar zu seyn, was er dort wollte; er hoffte, eine Stellung in dem Atelier seines ersten Meisters zu bekommen. Er langte an ohne Mittel und, was noch schlimmer war, ohne Muth. Am Thore hielt man ihn an und wollte ihn als Fremden verhaften. Er verlangte augenblicklich, zum Großherzog geführt zu werden, und erklärte diesem, wer er sey und was er bezwecke. Cosmus II., der alle Zweige der Kunst auf das liberalste unterstützte, empfing ihn sehr freundlich und sagte ihm, er freue sich, daß man ihn auf seinem Boden festgehalten habe, er wolle Alles anwenden, ihm das Fortgehen zu verleißen. Es bestand zu Florenz eine Malerschule, und Callot arbeitete hier bald mit größerem Eifer als bei Thomassin. Auch soll Callot hier bisweilen, um sich zu erholen, den Pinsel anstatt des Grabstichels gebraucht haben; so zeigt man in der Gallerie des Palastes Corsini zwölf kleine Stücke, welche Scenen aus dem Soldatenleben darstellen und in dieser Zeit entstanden seyn sollen; doch ist die Angabe des Katalogs, daß sie Callot gehören, nicht verbürgt. Mehr sicher ist es von einem Gemälde der Gallerie zu Florenz im Saale der Deutschen und Holländer, daß Callot es gemalt; dieses stellt einen Spanischen Soldaten dar, welcher halb aufgerichtet auf der Lauer liegt; hier finden wir schon ganz die pikante Manier, die Einfachheit der Zeichnung und die Grazie der Composition des Graveurs.

Callot blieb zehn Jahre zu Florenz. Cosmus II. war gestorben, doch Ferdinand bevorzugte ihn auf gleiche Weise und verlieh ihm sogar die goldene Medaille, die den schönen Geistern des Großherzogthums zu Theil wurde. Während dieser zehn Jahre arbeitete Callot vieles Ausgezeichnete, unter Anderem das Begefeuer, die Reise nach dem heiligen Lande, den Kindermord, die Passion. Alle diese Platten zeigen von einer Kunst der Ausführung, die vor ihm nicht geahnt war, und die auch nach ihm Niemand, selbst seine Nachahmer

nicht, von fern erreichten. Das Kupfer belebte sich unter Callot's Hand und nahm die lebtesten Gebilde seiner Phantasie willig in sich auf.

Noch spielte ihm in Florenz die Liebe manchen Streich, doch seit seiner Abreise von hier war das künstlerische Schaffen seine einzige Leidenschaft. Alles, was er sah und hörte, hatte nur Interesse für ihn, insofern er es auf das Kupfer bringen konnte; er war für das ganze übrige Leben abgestorben.

So reiste er nach Nancy zurück. Eines Abends lag der alte Waffenherold behaglich im Fenster, als eine glänzende Karosse vor seinem Hause hielt. Er rief erschrocken seine gute Frau Renate und fragte, ob dies vielleicht eine Equipage vom Hofe sey? Die Mutter sah schärfer und hatte ein ahnenderes Gemüth; sie rief, vor Freude zitternd: „Das ist dein Sohn! das ist Jakob!“ der Alte wollte eben beweisen, es sey unmöglich, daß sein Sohn, der nichts als Trunkenbolde und Seiltänzer zu malen verstanden habe, in einer Karosse wiederkehre; da stieg der Sohn aus dem Wagen, der Vater taumelte hinaus und lag ihm in den Armen; darauf, als er sich von dem ersten Freudenschreck erholt hatte, lief er eifrig nach seiner Brille, um zu sehn, ob das Wappen des Sohnes an dem Wagen stehe, und zu seinem Entzücken entdeckte er die fünf Sterne, welche ein Kreuz bildeten, die fünf Sterne, welche, wie man gesagt hat, die Nächte bezeichneten, die Callot bei der Arbeit durchwachte, und die Ruhmeshoffnungen, die ihm dabei leuchteten. (Schluß folgt.)

England.

Vier Schottische Gelehrte.

Stewart, Macintosh, Playfair und Leslie.

Die Quarterly-Review giebt bei Gelegenheit einer ausführlichen Anzeige der Britischen Encyclopädie folgende Charakteristik von den obengenannten vier größten Schottischen Gelehrten ihrer Zeit:

Wenige Nationen können sich eines solchen Vereins hoher geistiger Kräfte rühmen, die gleichzeitig lebten und dieselbe Gesellschaft zierten. Und doch — welche verschiedene Richtungen nahm das Genie dieser Männer! Stewart schöpfte sein Talent geistiger Analyse und Combination aus dem Studium des eigenen Geistes, einem Studium, welches frühe und anhaltende Beschäftigung mit Geometrie geregelt hatte. Macintosh nabte demselben Gegenstande mit tiefer Kenntniß der Welt, mit durchdringendem Scharfsinn, den seine Rechtsstudien entwickelt hatten, und mit allen den Auffassungen im Großen und Ganzen, die ein thätiges öffentliches Leben einem von Natur sehr hellen Verstande zuführt. In den Schriften des Einen weckt eine glänzende und überzeugende Beredsamkeit unseren Enthusiasmus, ohne die Aufmerksamkeit abzulenken; in denen des Anderen waltet ein schöner und edler Stil: sie zeigen uns in sonderbarer und doch harmonischer Verbindung die keusche strenge Sprache der Philosophie und die biegsamen mächtigen Perioden der Staatsberedsamkeit.

Noch auffallendere Kontraste zeigen uns Playfair und Leslie. Ob schon Beide in die tiefsten Tiefen der Geometrie und Analysis eingedrungen waren, so wurden diese Werkzeuge der Forschung doch in sehr verschiedener Art von ihnen angewendet. Playfair's Geist, dem es um die Wahrheit allein zu thun war, trat niemals aus den gewohnten tief gehöhlten Gleisen, in denen man sie erreicht hatte; während bei Leslie, den hauptsächlich der Ruhm begeisterte, dem Prinzipie ruhiger Forschung andere Kräfte entgegenwirkten. Unter dem hemmenden Einflusse der abstrakten Wahrheit und besonders der Furcht vor dem Irrthum wagte sich Playfair selten in die Gebiete des Erfindens und Entdeckens, wogegen Leslie öfter von der gebahnten Heerstraße mit verhängtem Jügel auf Seitenpfade sprengte, wo die Natur bekanntlich oft ihre Geheimnisse entschleierte und der kühnen Phantasie gewährt, was sie dem behutsamen Verstande abgeschlagen. Auf einem geistigen Feldzuge können die festen Handstreichs des Genies mit der Schanz- und Minengräberei des Verstandes nicht oft zusammenwirken; und doch erhält ein philosophischer Charakter dann erst seine volle Ausbildung, wenn Verstand und Phantasie im rechten Verhältnisse stehen.

„Jeder einsichtige Mensch“, — sagt Professor Raper, — „der mit den Gaben und geistigen Erwerbungen Sir John Leslie's gründlich vertraut ist, wird seinen kraftvollen erfinderischen Genius bewundern und die ausgebreiteten mannigfaltigen Kenntnisse hochschätzen müssen, welche seine thätige Wissbegier, seine umfassende Lektüre und sein glückliches Gedächtniß ihm erwarben. Einige seiner Zeitgenossen mögen Leslie an Tiefe, philosophischer Behutsamkeit und logischer Genauigkeit übertroffen haben: aber schwerlich übertraf ihn irgend Einer an Schöpferkraft, dieser so erhabenen und so seltenen Naturgabe, welche zu neuen Entdeckungen nothwendig ist, obwohl sie für sich allein noch keine sichere Resultate herbeiführt oder an jener geistigen Feinheit, welche die verborgnen Eigenschaften und Verhältnisse durchdringt, die Myserien der Natur entschleierte und neue unerwartete Combinationen ihrer Kräfte an die Hand giebt.“ — „Entdeckungen in der Wissenschaft“ — so sagt Leslie selber — „werden zuweilen aus Reid dem bloßen Zufall beigemessen. Allein der unleugbare Antheil, den der Zufall an jeder Erfindung hat, sollte ihr wahres Verdienst nicht schmälern. Ein gewöhnlicher Mensch würde solche Umstände unbeachtet lassen; und nur das Auge des Genies erfasst jeden zufälligen Schimmer und erkennt deutlich die Kette der Folgerungen.“ Mit einem solchen Genie war aber Leslie in reichem Maße ausgestattet: Ergebnisse, die Andere übersehen, begriff er mit einer Raschheit, die an Intuition gränzte. Er besaß die erfindenden Kräfte in weit höherem Grade als die beurtheilenden, und so traf es sich wohl mitunter, daß seine Ansichten und Meinungen unter

einander selbst nicht stimmten. Er sprach den Leistungen des unsterblichen Begründers der induktiven Logik alles Verdienst ab, wiewohl die Gründer der Englischen Experimental-Schule ausdrücklich das Gegenteil sagen, und lachte ganz unbefangen über den „vorgebliehen Nutzen der Metaphysik“, ohne zu bemerken, daß seine eigenen Beobachtungen über Causation virtuell das wichtige Zugeständnis enthielten, daß die Naturlehre der Philosophie des Geistes die genaue Bezeichnung ihrer rechtmäßigen Grenzen verdankt. Seine Schriften sind voll kühner und phantastischer Voraussetzungen; dennoch beklagt er das Uebergewicht, welches die leidige Hypothese sucht in der Welt erlangt habe. Seine Leichtgläubigkeit in Sachen des gemeinen Lebens war eben so auffallend, wie sein skeptischer Sinn in der Wissenschaft.

Dugald Stewart macht irgendwo folgende tiefe Bemerkung: „Obgleich der Mathematiker in seinen eigenen Bestrebungen durch die Absurditäten, zu denen seine Irthümer ihn verleiten, an weiten Irrfahrten nicht gehindert werden kann, so sind ihm doch widersinnige Schlußfolgerungen in anderen Dingen nur selten einleuchtend. . . . So haben sich Mathematiker schon auf dem Terrain der Physik zu Schlüssen fortgetrieben, die Anderen lächerlich erscheinen.“ — Etwas Aehnliches konnte man bei Leslie bemerken; aber Allem, was er gedacht, selbst dem Unhaltbaren und Abenteuerlichen, ist der Stempel der Originalität aufgedrückt. Mögen wir übrigens seine Theorien auf die Seite legen oder selbst verdammten: seine vortrefflichen Instrumente und Experimental-Combinationen werden immer von der Nützlichkeit seiner Arbeiten Zeugnis geben und künftige Entdeckungen vermitteln.

Leslie's Gelehrsamkeit gab sich bei weitem nicht bloß in der strengeren Wissenschaft kund; er war mit der Geschichte Schottlands bis in alle Details vertraut und hatte zu diesem Zwecke sogar Kirchenbücher und Gerichts-Akten studirt. Der geniale Mathematiker, der reiche Depositar jedes bekannten Faktums im Fortschreiten der Wissenschaft würde Jedem, der ihn, ohne seinen Namen und Charakter zu kennen, über die vaterländische Geschichte plaudern hörte, als ein Alterthümer erster Sorte oder höchstens als ein unermüdlicher, mit einem trefflichen Gedächtnis begabter Leser der Geschichte erschienen seyn. Seine Art, sich auszudrücken, war überhaupt einfach, selten originell. In späteren Jahren setzte ihn bedeutende Schwerhörigkeit fast ganz außer Stand, an größeren Gesellschaften Theil zu nehmen; aber kleinere Kreise wußte er immer recht angenehm und lehrreich zu unterhalten.

Dem moralischen Charakter dieses großen Mannes konnte man einige Tadeln und Mängel nicht absprechen. Er beurtheilte die menschliche Natur etwas schonungslos; er war nicht immer bereit, dem Verdienste Anderer Gerechtigkeit zu erweisen, und seine Sorge für das Irdische ging viel weiter, als es Männern der Wissenschaft zukommt. Aber diese Fehler wurden durch seine natürliche Herzengüte und Freiheit von aller Verstellung mehr als aufgewogen. Obgleich er sein persönliches Interesse nie aus den Augen verlor, war er doch stets ein treuer Freund und ein Verwandter, auf dessen Beistand man sich verlassen konnte. Die Unterhaltung geistreicher und wohlunterrichteter Personen liebte er ungemein; aber auch in der gewöhnlichsten Gesellschaft, wenn sie nur harmlos und heiter war, fühlte er sich schon zufrieden. Oft brachte er einen vollen Nachmittag unter Kindern zu, mit denen er so naiv plauderte, als wär' er ihr Altersgenosse gewesen.

So erwarb sich Leslie große Zuneigung bei einer Menge Menschen, die nur oberflächlich wußten, daß er ein berühmter Mann war, ohne seine Verdienste als Gelehrter jemals würdigen zu können.

Mannigfaltiges.

— Ungarische Literatur und Kunst. Wir haben in unserem vorletzten Blatte bei Gelegenheit einer akademischen Rede des Grafen Széchenyi der Magyarischen Akademie in Pesth gedacht. Ueber diese Akademie so wie über den gegenwärtigen Zustand von Literatur und Kunst unter den Magyaren — abgesehen von den poetischen und literarischen Produkten der Deutschen in Ungarn — theilt die „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn“ folgende Bemerkungen mit: „Eine merkwürdige Erscheinung in Ungarn ist, daß, nachdem sich hier weder ein nationaler noch ein fremdarziger tüchtiger Mittelstand gestalten konnte, auch die Literatur in die Hände des Adels gerieth, und daß bei weitem die größere Hälfte Ungarischer Schriftsteller nicht dem Mittelstande angehört, der in anderen Ländern von jeher der Schöpfer und die wichtigste Stütze der Wissenschaft, Literatur und Kunst war. Wer sich von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen will, der braucht bloß die Register der Ungarischen Akademie nachzuschlagen, in denen nur wenige bedeutendere Schriftsteller fehlen. Doch ist nicht zu verkennen, daß nationale Literatur und Kunst bis jetzt nur noch sehr wenig auf die Massen gewirkt, und daß auch die Ungarische Akademie noch lange nicht das leistet, was sie leisten sollte. Das große Publikum nimmt an ihren Verhandlungen beinahe gar keinen Antheil und fördert sie und ihre Arbeiten nur in einem sehr geringen Grade. Jedenfalls liegt ein Theil der Schuld dieses Uebelstandes darin, daß sich die Akademie nicht auf den gehörigen nationalen Standpunkt gestellt, sondern wie viele andere ähnliche Institute in ihren Grundzügen und in ihrer ersten Entstehung sich zu ängstlich an fremde bestehende Muster der Art geklammert; jedoch ist auch nicht zu übersehen, wie das Bedürfnis literarischer Beschäftigung bei uns nur noch sehr gering ist und sich für umfangreichere Werke nur noch äußerst wenig Leser finden. Anders verhält es sich mit der Journalistik, deren Erzeugnisse einen verhältnißmäßig

sehr weit ausgedehnten Leserkreis haben; aber auch hier ist es vorzüglich und beinahe ausschließlich die Poesie, welche diesen Kreis beschäftigt. Für Poesie zeigt sich wenig Empfänglichkeit, und daß man vorzüglich unter der Mittelmäßigkeit stehende Romane und die leichtesten französischen Dramen liebt, ist ein neuer Beweis, wie sehr wir in dieser Hinsicht von der Mode des Auslandes abhängen, und wie wenig uns noch ein tieferer poetischer Geist durchdringt. Jedoch machen einige streng national gehaltene lyrische Gedichte, die sich allgemeiner Anerkennung erfreuen und von Mund zu Mund gehen, von dieser Regel eine erfreuliche Ausnahme. Das Beste, was wir von Poesie besitzen, wurde im epischen Faße geleistet, ohne daß es jedoch bisher erkannt und nach Verdienst geschätzt worden wäre. Das ungarische Drama, ein Erzeugnis der neuesten Zeit, gränzt kaum an die Mittelmäßigkeit, und seine Fehlgeburt ist einerseits dem Mangel an dramatischem Talente überhaupt, andererseits aber der Ueberschwemmung unserer Bühnen durch die oberflächlichen Fabrikarbeiten der Franzosen beizumessen. Die Kunst liegt trotz der schon seit einigen Jahren bestehenden Kunst- und Musikvereine noch immer sehr im Argen, da auch hier überall eifrig nach oberflächlichem Augen- und Ohrenkitzel geangelt wird und wir von nationalem Aufschwung und Darstellung kaum noch träumen. Unsere Künstler richten sich nach dem Geschmacke oder vielmehr nach der Geschmacklosigkeit und den Modeansichten des Publikums, und so steht ein solideres, gründlicheres Streben für jetzt noch in sehr weitem Felde, besonders da man bei uns sich auf das Selbstdenken in diesem Faße bisher nur sehr wenig verlegt.“

— Mein Herz, ich will dich fragen. Eine französische Dame hat dieses viel komponirte und viel gesungene Lied der Parthenia in Palm's „Sohn der Wildnis“ (unfreilich das poetischste Bruchstück des ganzen Drama's) folgendermaßen in ihre Muttersprache übertragen:

Mou coeur, l'amour, je prie,
Veuillez me le décrire!
„Deux âmes et une vie,
Deux coeurs et un soupir.“

Dis-moi: l'amour d'où vient-il?
„Il vient et il est là!“
Et ôis: comment s'éteint-il?
„Lui, il ne s'éteint pas.“

Quand est-il pur comme l'onde?
„Dans son abnégation!“
Quand d'une nature profonde?
„En calmant sa passion.“

Quand prouve-t-il sa richesse?
„Ah, c'est en donnant même!“
Par quels mots sa tendresse!
„Il ne parle pas — il aime.“

Bibliographie.*)

Schweden (Schluß des J. 1842).

Svenska Fornsänger. En samling af kämpvisor, folk-visor, lekar och dansar, samt barn- och vall-sånger. Utgifven af A. I. Arwidsson. Del 3. 8. Stockholm. Subscr. 3 rd. 24 sk. Lednr. 4 rd.

E. Tegnérs Frithiofs Saga. 7. uppl. 8. Stockh. 1 rd. 32 sk. — Gleichzeitig ist davon auch eine Duodez-Ausgabe erschienen. Preis: 32 sk. — Derf. Tal vid särskilda tillfällen. Band 2. 8. Wexjö. 1 rd. — E. Tegnérs, der Dichters, 17. und als Redner ausgeprochen.

F. M. Franzén Predikningar. Häft 2. 8. Stockh. 1 rd. 24 sk.

J. E. Wikström Årsberättelse om botaniska arbeten och uppläkter för år 1838. 8. Stockh. 3 rd. — N. H. Selander Berättelse om astronomiens framsteg för åren 1837—1841. 8. Stockh. 40 sk. — Sver. Im Namen der Akademie der Wissenschaften geschriebene Berichte. (Bergr. Nr. 129 d. J. 1842.)

A. Andree Apoteksväsendet i Sverige, med allmän inledning om vetenskap och läkekunst. 8. Wisby (Stockh., Fritze). 1 rd.

W. F. Palmblad Palästina. Geographisk, arkäologisk och historisk beskrifning. 2. (verb. u. verat.) uppl. 8. mit Kort. u. 5. Upsala. 2 rd. 16 sk.

C. A. Gosselman Resor i Södra Amerika, åren 1836, 1837 och 1838. Del 1. 8. mit 1 Kort. u. 1 Kpf. Stockh. 2 rd. 32 sk.

Stockholm. Del 1: Stadens historia ifrån dess anläggning till närvarande tid, Auch mit 2. Titel: Stockholm, dess historia och topografi samt beskrifning om allmänna byggnader, embetsverk och lärutöingar m. m. Del 1. 8. Stockh. 2 rd. 16 sk.

Handlingar rörande Skandinavien historia. Del 25. Auch mit 2. Titel: Nya Handlingar rörande Skandin. historia. Del 15. 8. Stockh. 2 rd. 8 sk.

A. T. Lästholm Svea och Götha Höfölinga-Minne sedan 1720. Del 1. 8. Upsala. Subscr. 1 rd. 28 sk. Lednr. 1 rd. 44 sk. — Denselben Gegenstand behandelt: A. A. von Stierman Svea och Götha Höfölinga-Minne. Del 1 (2. uppl.). 2. Stockh. 1836. 35. 8.

Statistiska Tabeller: bidrag till kännedom af Sverges tillstånd under 20 år af konung Carl XIV. Johans regering. 4 Bg. Felle. Stockh. — Eine unparteiische und archaische historische Darstellung der großen Verdienste, die König Carl XIV. Johann, der bekanntlich auch mehrere Male, und noch kürzlich mit einer Beschreibe über Spanien, als Schriftsteller aufgetreten, um Schweden hat, alle die anläßlich in Deutschland erschienenen Werke: Fr. Schmidt Schweden unter Carl XIV. Johann. Heidelberg 1842. 8. Der Verfasser (wie mechten beinahe vermuthen, daß Fr. Schmidt ein jüdischer Name und der Verf. in Schweden zu suchen sey) scheint jene Tabellen bereits benutzt zu haben.

Galleri af utmärkte Svenska lärde vitterhetsidkare och konstnärer från Gustaf I. till närvarande tid. Målade eller ritade af J. G. Sandberg. Lithogripherade af J. E. Cardon. (Mit biographischem Text.) Häft 25. Felle. Stockh. 4 rd.

Fortsetningen früber angeseiter Werke: (Almqvist) Tre fruar i Småland. Del 2. — Roma. En skrift för fäderneslandets förnyelse, utgifven af R. Dybeck. Häft 2. — Från Stockholm till Göteborg. Häft 10—12. — Biographiskt lexicon öfver namnkunniga Svenska män. Band 8. Häft 3. — Sveriges store män. Häft 18—21. — Porträtter af namnkunniga Svenska män och fruntimmer. Häft 9. 10. (3u Nr. 48 d. J. 1842 ist Häft 8 ju lesen.)

*) Samtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Neber u. Co., hier selbst, zu beziehen.